

zen. Wir sollten nicht den gleichen Fehler begehen. Es muß im deutschen Katholizismus eine Pluralität geben, die die Öffentlichkeit nicht scheut. In der Bischofskonferenz gibt es auch eine erhebliche Pluralität, aber sie scheut die Öffentlichkeit, wahrscheinlich aus einem bestimmten Verständnis von Kollegialität und Geschlossenheit heraus. Auf der Würzburger Synode war diese Vielfalt noch täglich zu hören, wenn die Bischöfe auch gegeneinander diskutiert und argumentiert haben. Das war ein wichtiges Erlebnis für alle Beteiligten. Die meisten der heutigen Bischöfe haben das noch nicht erlebt. Das ist ein erhebliches Erfahrungsdefizit.

HK: Vielfalt gutheißen ist das eine. Das andere ist, daß das ZdK in seiner Zusammensetzung immer disparater wird. Das Gewicht von Gruppierungen, die einem profilierten gesellschaftspolitischen Engagement einigermaßen fern stehen, wird zunehmen.

Bayerlein: Wenn Mitglieder von geistlichen Gemeinschaften, die einen stärker spirituellen Ansatz haben, bei uns mitarbeiten, hoffe ich, daß es uns mehr Transparenz verschafft – auch für unser eigenes Bewußtsein –, warum wir uns gesellschaftspolitisch engagieren, nämlich nicht etwa aus parteipolitischen Gründen. Und für diejenigen Mitglieder, die möglicherweise einen allzu spirituellen Ansatz haben, wird als Mitglieder der Vollversammlung spürbar, wie wichtig gesellschaftspolitische Aufgaben sind. Ich hoffe, daß sich das gegenseitig ergänzt, befruchtet, voranbringt.

HK: Mehrfach fiel bereits das Stichwort einer erneuten gemeinsamen Synode der deutschen Bistümer. Abschließend gefragt: Was hindert Sie in der heutigen Lage, einen erneuten Vorstoß für eine Synode zu unternehmen?

Bayerlein: Zunächst einmal zu dem, was für einen solchen Vorstoß spräche. Innerkirchlich sind wir in einer Art Zerreißprobe. Gesellschaftspolitisch werden wir ins Private zurückgedrängt (und finden uns selbst gelegentlich dort

gerne wieder). Die Bischofskonferenz ist in sich plural. Die Kirche als ganze wird pluraler. Die Ortskirche steht unter massiven Druck der Zentrale. Alles das wären Gründe genug, Sammlung und Sendung – um an diese beiden Kernbegriffe von Kardinal Döpfner zu erinnern – wieder in den Mittelpunkt zu stellen und eine Gemeinsame Synode abzuhalten, die – im Unterschied zu den Forums-Vorgängen der letzten Zeit – verbindliche Beschlüsse faßt. Verbindlichkeit des Beschließens führt auch zu einer ernsthafteren Führung des Dialogs.

HK: Warum setzen Sie sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt dennoch nicht für eine neue Synode ein?

Bayerlein: Ein entsprechender Antrag bekäme derzeit keine Mehrheit. Wie schon vor mehr als zehn Jahren würden sich hier gegenläufige Tendenzen miteinander verbünden. Die einen sagen: Die Synode war ein großartiges Ereignis; seien wir froh, daß wir sie hatten; eine neue Synode würde nur unter Druck gesetzt werden, diese Dokumente zu revidieren. Die anderen sagen: Dabei kommt nichts heraus; es führt nur zu neuem Streit, zu neuen Verunsicherungen. Wer für Geschlossenheit ist, hat für synodale Vorgänge nichts übrig. Das vereinigt sich sozusagen von hinten her mit denen, die sagen: Jetzt jedenfalls nicht.

HK: Die Argumentation der erstgenannten Gruppe verwundert insofern, als sie den Eindruck erweckt, als ließe sich Synodalität gewissermaßen nach Belieben bzw. nach Opportunitätsgesichtspunkten mal praktizieren und mal nicht praktizieren. Entweder man bejaht die synodale Wahrnehmung gemeinsamer Verantwortung von Amt und Laien in der Kirche oder man tut dies nicht.

Bayerlein: Das ist auch mein Einwand gegen diese Haltung. Im übrigen finde ich, man sollte nicht so verzagt sein und meinen, daß der Geist nicht auch heute etwas in der Kirche zu bewegen vermag.

„Keine Angst vor der Zukunft“

Die Rede Johannes Pauls II. vor der UNO

Aus Anlaß des 50jährigen UN-Jubiläums hielt Johannes Paul II. am 5. Oktober vor der Vollversammlung in New York eine Rede, die um die Themen Menschenrechte, Nation und Freiheit im ausgehenden 20. Jahrhundert kreist. Auffallend ist vor allem, wie sehr der Papst dabei die Rechte der Nationen als Bindeglieder zwischen dem Individuum und der Weltgemeinschaft betont. Wir dokumentieren die Rede in der vom deutschen „Osservatore Romano“ (13. 10. 93) veröffentlichten deutschen Übersetzung.

1. Es ist eine Ehre für mich, in dieser Versammlung der Völker das Wort zu ergreifen, um mit den Männern und Frauen aller Länder, jeder Rasse, Sprache und Kultur die fünfzig Jahre seit der Gründung der Organisation der Ver-

einten Nationen zu feiern. Ich bin mir voll bewußt, daß ich, wenn ich mich an diese erlesene Versammlung wende, die Gelegenheit habe, mich in gewissem Sinn an die gesamte Völkerfamilie dieser Erde zu wenden. Mein Wort, das ein

Zeichen der Hochachtung und des Interesses des Apostolischen Stuhls und der katholischen Kirche für diese Institution sein will, vereint sich gern mit der Stimme derer, die in der UNO die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für die menschliche Gesellschaft sehen.

Herzlich danke ich an erster Stelle dem Generalsekretär Dr. Boutros Boutros-Ghali, der wärmstens zu diesem Besuch ermutigt hat. Sodann bin ich Ihnen, Herr Präsident, dankbar für den liebenswürdigen Willkommensgruß, mit dem Sie mich in dieser so hohen Versammlung empfangen haben. Schließlich grüße ich Sie alle, Mitglieder dieser Generalversammlung: Ich danke Ihnen für Ihre Anwesenheit und für Ihre freundliche Aufmerksamkeit.

Ich bin heute zu Ihnen gekommen mit dem Wunsch, meinen Beitrag anzubieten zu diesem bedeutsamen Nachdenken über die Geschichte und die Rolle dieser Organisation, zu einer Besinnung, die ja die Feier des Jahresgedächtnisses unbedingt begleiten und wesentlich gestalten muß. Der Hl. Stuhl war aufgrund seiner ihm eigenen geistig-geistlichen Sendung, die ihn um das ganzheitliche Wohl jedes Menschen besorgt sein läßt, von Anfang an ein überzeugter Befürworter der Ideale und der Ziele der Organisation der Vereinten Nationen. Die jeweilige Zielsetzung und die Arbeitsweise sind natürlich verschieden, doch die gemeinsame Sorge um die Menschheitsfamilie eröffnet vor der Kirche und vor der UNO beständig weite Gebiete der Zusammenarbeit. Und dieses Bewußtsein gibt meiner heutigen Überlegung Orientierung und Anregung. Sie wird nicht bei bestimmten sozialen, politischen oder wirtschaftlichen Fragen verweilen, sondern vielmehr bei den Folgen, welche die sich in den letzten Jahren ereigneten außerordentlichen Wandlungen für die Gegenwart und die Zukunft der ganzen Menschheit haben.

Ein gemeinsames Erbe der Menschheit

2. Meine Damen und Herren! An der Schwelle eines neuen Jahrtausends sind wir Zeugen eines außergewöhnlichen und weltweiten schnellen Anwachsens jener Suche nach Freiheit, die eine der starken Antriebskräfte in der Geschichte des Menschen ist. Diese Erscheinung beschränkt sich nicht auf einen einzelnen Teil der Welt; und ist nicht der Ausdruck nur einer Kultur. Im Gegenteil, in jedem Winkel der Erde haben Männer und Frauen, auch von Gewalt bedroht, sich um der Freiheit willen Gefahren ausgesetzt und gefordert, daß ihnen im sozialen, politischen und wirtschaftlichen Leben ein ihrer Würde als freie Personen angemessener Platz zuerkannt werde. Dieses universale Freiheitsstreben ist wirklich eines der ausgeprägten Kennzeichen unserer Zeit.

Bei meinem vorigen Besuch bei den Vereinten Nationen am 2. Oktober 1979 hatte ich Gelegenheit hervorzuheben, daß dieses Freiheitsstreben unserer Zeit ihr Fundament in jenen allgemeinen Rechten hat, deren sich der Mensch aufgrund des einfachen Tatbestands seines Menschseins erfreut. Gerade die gegen die Menschenwürde festgestellte Barbarei brachte die Vereinten Nationen dazu, kaum drei Jahre nach

ihrer Gründung jene *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte* zu formulieren, die eine der höchsten Ausdrucksformen des menschlichen Gewissens in unserer Zeit bleibt. In Asien und in Afrika, in Amerika, in Ozeanien und in Europa haben sich überzeugte und mutige Männer und Frauen auf diese Erklärung berufen, um ihren Forderungen nach einer intensiveren Beteiligung am Leben der Gesellschaft Nachdruck zu verleihen.

3. Für uns ist es wichtig, das zu begreifen, was wir die innere Struktur dieser weltweiten Bewegung nennen könnten. Gerade ihr weltumspannender Charakter bietet uns eine erste und grundlegende „Chiffre“, die uns bestätigt, daß es tatsächlich allgemeine, in der Natur der Person wurzelnde Menschenrechte gibt, in denen sich die objektiven und unverzichtbaren Forderungen eines universalen Moralgesetzes widerspiegeln. Weit davon entfernt, abstrakte Behauptungen zu sein, sagen uns diese Rechte vielmehr etwas Wichtiges im Hinblick auf das konkrete Leben jedes Menschen und jeder Gesellschaftsgruppe. Sie erinnern uns auch daran, daß wir nicht in einer irrationalen oder sinnlosen Welt leben, sondern daß es im Gegenteil eine Logik der Moral gibt, die die menschliche Existenz erhellt und den Dialog zwischen den Menschen und zwischen den Völkern möglich macht. Wenn wir wollen, daß ein Jahrhundert des Zwanges einem Jahrhundert der Überzeugung Platz macht, dann müssen wir den Weg finden, in einer verständlichen und gemeinsamen Sprache über die Zukunft des Menschen zu diskutieren. Das allgemeine, ins Herz des Menschen eingeschriebene Sittengesetz ist eine Art „Grammatik“, die der Welt dient, um sich mit dieser Diskussion über ihre eigene Zukunft zu befassen.

So gesehen, ist ein Grund zu ernster Besorgnis die Tatsache, daß heute manche die Universalität der Menschenrechte leugnen, so wie sie leugnen, daß es eine menschliche Natur gibt, die alle miteinander teilen. Es gibt sicherlich nicht nur ein einziges Modell politischer und wirtschaftlicher Organisation der menschlichen Freiheit, da ja verschiedene Kulturen und unterschiedliche geschichtliche Erfahrungen in einer freien und verantwortlichen Gesellschaft verschiedene institutionelle Formen hervorbringen. Aber es ist eine Sache, für einen legitimen Pluralismus von „Formen der Freiheit“ einzutreten, und es ist eine andere Sache, der Natur des Menschen oder der menschlichen Erfahrung jedwede Allgemeinheit oder den freien Willen des Menschen an sich abzusprechen. Diese letztere Sichtweise macht eine internationale Politik der Überzeugung äußerst schwierig, wenn nicht gar unmöglich.

4. Die moralischen Antriebskräfte des allgemeinen Strebens nach Freiheit haben sich in Mittel- und Osteuropa bei den gewaltlosen Revolutionen des Jahres 1989 deutlich gezeigt. Diese historischen Ereignisse, die sich zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten abgespielt haben, haben eine Lehre vermittelt, die jedoch weit über die Grenzen eines bestimmten geographischen Bereiches hinausgeht. Die gewaltlosen Revolutionen des Jahres 1989 haben gezeigt, daß das Freiheitsstreben eine ununterdrückbare Forderung ist, die

der Anerkennung der unschätzbaren Würde und des Wertes der menschlichen Person entspringt, und es kann nicht anders sein, als daß sie sich mit dem Einsatz zugunsten dieser menschlichen Person verbindet. Die moderne totalitäre Regierungsform war vor allem anderen ein Angriff auf die Würde der Person, ein Angriff, der so weit ging, daß er sogar den unverletzlichen Wert ihres Lebens verneinte. Die Revolutionen des Jahres 1989 sind möglich geworden durch den Einsatz von mutigen Männern und Frauen, die sich an einer anderen, und im letzten tieferen und kraftvolleren Sichtweise inspirierten: an der Sicht des Menschen als vernunftbegabte und freie Person, die ein Geheimnis in sich trägt, das sie übersteigt, und die mit Denk- und Entscheidungsfähigkeit begabt und daher der Weisheit und der Tugend fähig ist. Entscheidend für das Gelingen dieser gewaltlosen Revolutionen war die Erfahrung der gesellschaftlichen Solidarität: den von der Gewalt der Propaganda und des Terrors gestützten Regimen gegenüber bildete diese Solidarität den moralischen Kern der „Macht der Ohnmächtigen“. Sie bildete eine erste Hoffnung und bleibt ein Anmahner der dem Menschen gegebenen Möglichkeit, auf seinem Weg durch die Geschichte der Bahn der vornehmen Bestrebungen des menschlichen Geistes zu folgen.

Wenn wir heute von diesem herausragenden Beobachtungspunkt dieser Welt aus auf jene Ereignisse blicken, zeigt sich unübersehbar das Zusammentreffen zwischen den Werten, die jene Volksbewegungen der Befreiung inspiriert haben, und vielen der moralischen Verpflichtungen, die in der *Charta der Vereinten Nationen* niedergelegt sind. Ich denke z. B. an die Verpflichtung, „den Glauben an die Grundrechte des Menschen, an Würde und Wert der menschlichen Persönlichkeit ... erneut zu bekräftigen“, wie auch an die Verpflichtung „den sozialen Fortschritt und einen besseren Lebensstandard in größerer Freiheit zu fördern“ (Präambel). Die einundfünfzig Staaten, die im Jahre 1945 diese Organisation gegründet haben, haben wirklich eine Fackel entzündet, deren Licht die von der Tyrannei verursachte Finsternis zerstreuen kann – ein Licht, das den Weg zu Freiheit, Frieden und Solidarität zeigen kann.

Die Rechte der Nationen

5. Das Streben nach Freiheit in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts hat nicht nur den einzelnen Menschen, sondern auch die Nationen in Anspruch genommen. Fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist es von Bedeutung, daran zu erinnern, daß jener Konflikt wegen Verletzungen der Rechte der Nationen entstanden ist. Viele von ihnen haben furchtbar gelitten aus dem einzigen Grund, daß sie als „anders“ bezeichnet wurden. Entsetzliche Verbrechen wurden im Namen von verhängnisvollen Lehren begangen, die die „Minderwertigkeit“ mancher Nationen und Kulturen predigten. In gewissem Sinn kann man sagen, daß die Vereinten Nationen aus der Überzeugung hervorge-

gangen sind, daß diese Lehren unvereinbar waren mit dem Frieden. Und die Verpflichtung der Charta, „künftige Geschlechter vor der Geißel des Krieges zu bewahren“ (Präambel), schloß mit Sicherheit die moralische Verpflichtung ein, jede Nation und Kultur vor ungerechten und gewaltsamen Angriffen zu schützen.

Leider wurden auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Rechte der Nationen weiterhin verletzt. Um nur einige Beispiele zu nennen: Die Baltischen Staaten und weite Gebiete der Ukraine und von Weißrußland eignete sich die Sowjetunion an, wie es auch schon mit Armenien, Aserbaidschan, Georgien und dem Kaukasus geschehen war. Gleichzeitig verloren die sogenannten „Volksdemokratien“ Mittel- und Osteuropa in Wirklichkeit ihre Souveränität, und sie wurden gezwungen, sich dem Willen zu unterwerfen, der den ganzen Block beherrschte. Das Ergebnis dieser künstlichen Teilung Europas war der „kalte Krieg“, das heißt eine Situation internationaler Spannung, bei der das Nuklear-Holocaust drohend über der Menschheit hing. Erst als die Freiheit für die Nationen Mittel- und Osteuropas wiederhergestellt war, begann der versprochene Friede, der mit dem Ende des Krieges hätte beginnen sollen, für viele der Opfer jenes Konfliktes wirklich Form anzunehmen.

6. Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, die 1948 angenommen wurde, hat beredt die Rechte der Persönlichkeit behandelt. Aber es gibt noch keine ähnliche internationale Vereinbarung, die angemessen die Rechte der Nationen aufgegriffen hätte. Es handelt sich um eine Situation, die aufmerksam in Erwägung gezogen werden muß wegen der drängenden Fragen, die sie über Gerechtigkeit und Freiheit in unserer heutigen Welt aufwirft.

In Wirklichkeit hat sich das Problem der vollen Anerkennung der Rechte der Nationen wiederholt dem Gewissen der Menschheit gestellt und auch eine beachtliche ethisch-juridische Reflexion hervorgerufen. Ich denke an die Debatte beim Konzil von Konstanz im 15. Jahrhundert, als die Vertreter der Akademie von Krakau, angeführt von Pawel Wlodkowic, mutig das Recht auf Existenz und Autonomie verschiedener europäischer Bevölkerungsgruppen verteidigten. Besser bekannt ist auch in der gleichen Epoche die Reflexion, die von der Universität Salamanka hinsichtlich der Völker der Neuen Welt eingeleitet wurde. Wie sollte man sodann in unserem Jahrhundert nicht an das prophetische Wort meines Vorgängers Benedikt XV. denken, der während des Ersten Weltkriegs alle daran erinnerte, daß „die Nationen nicht sterben“, und dazu aufforderte, „mit ruhigem Gewissen die Rechte und die gerechten Bestrebungen der Völker abzuwägen“ (*An die kriegführenden Völker und ihre Oberhäupter*, 28. Juli 1915)?

7. Heute stellt sich das Problem der Nationalitäten in einem neuen Welthorizont, der von einer starken „Mobilität“ gekennzeichnet ist und, von vielfältiger Dynamik wie Migrationen, Massenmedien und Weltwirtschaft getrieben, die ethnisch kulturellen Grenzen der verschiedenen Völker immer weniger deutlich erkennen läßt. Aber gerade in diesem

Horizont der Universalität sehen wir, wie sich mit Nachdruck wieder ethnisch-kulturelle Partikularismen erheben, gleichsam wie ein hervorbrechendes Bedürfnis nach Identität und Überleben, eine Art Gegengewicht gegen homologierende Tendenzen. Es ist eine Gegebenheit, die nicht unterschätzt werden darf, als ob sie nur ein Überbleibsel aus der Vergangenheit sei. Sie muß vielmehr durch eine vertiefte Reflexion auf anthropologischer und ethisch-juridischer Ebene aufgeschlüsselt werden.

Diese Spannung zwischen partikular und universal kann man in der Tat als dem Menschen innewohnend betrachten. Kraft der Gemeinsamkeit ihrer Natur sind die Menschen als solche gedrängt, sich als Glieder einer einzigen großen Familie zu fühlen. Aber durch die konkrete Geschichtlichkeit dieser gleichen Natur sind sie in stärkerer Weise an bestimmte menschliche Gruppen gebunden, vor allem an die Familie, sodann an verschiedene Gruppen der Zugehörigkeit, bis hin zum Gesamten der betreffenden ethnisch-kulturellen Gruppe, die nicht von ungefähr als „Nation“ bezeichnet wird, was an „nascere“ (geboren werden) denken läßt, während die Benennung „patria“ („Vaterland“) an die Realität der Familie selbst erinnert. Der Mensch ist zwischen diese beiden Pole – Universalität und Partikularität – eingebunden, Pole, die in lebendiger Spannung zueinander stehen, einer unvermeidlichen Spannung, die aber außerordentlich fruchtbar ist, wenn sie in ruhiger Ausgeglichenheit gelebt wird.

8. Auf dieser anthropologischen Grundlage beruhen auch die „Rechte der Nationen“, die nichts anderes sind als die auf dieser besonderen Ebene des Gemeinschaftslebens gepflegten „Menschenrechte“. Eine Reflexion über diese Rechte ist gewiß nicht leicht, wenn man bedenkt, wie schwierig es schon ist, den Begriff „Nation“ zu definieren, der nicht ohne weiteres und nicht notwendig mit dem Staat identisch ist. Aber es ist eine unaufschiebbare Überlegung, wenn die Irrtümer der Vergangenheit vermieden werden sollen und man Vorsorge für eine gerechte Weltordnung treffen will.

Vorbedingung für die anderen Rechte einer Nation ist sicherlich ihr Recht auf Existenz: Niemand also – weder ein Staat noch eine andere Nation, noch eine internationale Organisation – ist je zu der Ansicht berechtigt, daß eine einzelne Nation nicht wert sei, zu existieren. Dieses fundamentale Recht auf Existenz erfordert nicht notwendigerweise eine staatliche Souveränität, da ja verschiedene Formen des rechtlichen Zusammenschlusses zwischen verschiedenen Nationen möglich sind, wie es zum Beispiel bei Bundesstaaten, bei Konföderationen oder bei Staaten geschieht, die durch weitgehende regionale Autonomien gekennzeichnet sind. Es kann historische Umstände geben, unter denen verschiedene Weisen des Zusammenschlusses unter der einen staatlichen Souveränität sogar ratsam sein können, vorausgesetzt, daß das in einer Atmosphäre wirklicher Freiheit geschieht, die durch die praktische Selbstbestimmung der Völker garantiert ist. Das Recht auf Existenz schließt natürlich für jede Nation auch das Recht auf die eigene Sprache und Kultur ein, durch die ein Volk sich ausdrückt und die das

Romano Guardini

**Romano
Guardini**

**Der Engel in
Dantes
Göttlicher
Komödie
Dantestudien
Band 1**

Grünwald/Schöningh

**Der Engel in Dantes
Göttlicher Komödie**
Dantestudien. Erster
Band

ca. 112 S. Kt. DM 24,80 /
ÖS 194,- / sFr 24,80

Nicht nur zu der Gedankenwelt Dostojewskijs oder Rilkes hat Guardini hervorragende Studien vorgelegt. Auch mit seinen zwei Bänden der Dantestudien ist ihm eine unvergleichliche Interpretation gelungen. Der nun in der Werkausgabe

neu vorliegende erste Band unternimmt einen Längsschnitt durch Dantes große Dichtung anhand der Gestalt des Engels. Die interpretierten Textpassagen werden immer im italienischen Original wiedergegeben, zusammen mit Guardinis meisterhafter Übersetzung.

**Romano
Guardini**

**Stationen und
Rückblicke/
Berichte über
mein Leben**

Grünwald/Schöningh

**Stationen und Rück-
blicke / Berichte über
mein Leben**

ca. 368 S. Kt. DM 48,- /
ÖS 375,- / sFr 48,-

Alle, die Guardinis Werke kennen und schätzen oder kennenlernen wollen, werden gerne zu den neu zugänglich gemachten autobiographischen Aufzeichnungen greifen, die ein hervorragender Schlüssel zu Person und Werk des großen Theologen sind.

Erweiterte und überarbeitete Neuauflage!

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Romano Guardini 1885–1968

Leben und Werk

4. Aufl. 1995. ca. 384 S. Ln. DM 36,- / ÖS 281,- / sFr 36,-

Guardini ist eine der bedeutendsten Gestalten des europäischen Geisteslebens im 20. Jahrhundert, die ganze Generationen von Katholiken geprägt hat. Hier liegt nun die maßgebende Werkbiographie Guardinis in der aktualisierten Neuauflage vor.

Matthias-Grünwald-Verlag
Postfach 3080, 55020 Mainz



fördern, was ich die ihm eigene geistige „Souveränität“ nennen möchte. Die Geschichte zeigt, daß unter extremen Bedingungen (wie die, die es in meinem Geburtsland gegeben hat) gerade die eigene Kultur es ist, die einer Nation beim Verlust ihrer politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit das Überleben ermöglicht. Jede Nation hat folglich auch das Recht, ihr Leben nach den eigenen Überlieferungen zu gestalten, ausgeschlossen natürlich jede Verletzung der grundlegenden Menschenrechte und insbesondere die Unterdrückung der Minderheiten. Jede Nation hat das Recht, ihre eigene Zukunft aufzubauen und für eine angemessene Ausbildung ihrer jüngeren Generationen zu sorgen.

Wenn aber die „Rechte der Nation“ die lebenswichtigen Erfordernisse der „Partikularität“ zum Ausdruck bringen, so ist es nicht weniger wichtig, die Forderungen der Universalität durch ein starkes Bewußtsein in bezug auf die Pflichten zu unterstreichen, die die Nationen hinsichtlich der anderen Nationen und der ganzen Menschheit haben. Die erste dieser Pflichten besteht sicherlich darin, in einem Geist des Friedens, des Respekts und der Solidarität mit den anderen Nationen zu leben. Auf diese Weise fördert die Ausübung der Rechte der Nationen im Gleichgewicht mit der Anerkennung und der Einhaltung der Pflichten einen fruchtbaren „Austausch von Gaben“, der die Einheit unter allen Menschen stärkt.

Die Respektierung der Verschiedenheiten

9. In den vergangenen siebzehn Jahren konnte ich bei meinen Pastoralreisen zu den Gemeinschaften der katholischen Kirche den Dialog mit einer reichen Vielfalt von Nationen und Kulturen in allen Teilen der Welt aufnehmen. Leider muß die Welt es noch lernen, mit der Verschiedenheit zu leben, wie die jüngsten Ereignisse in den Balkanländern und in Zentralafrika uns schmerzlich in Erinnerung gerufen haben. Die Realität der Verschiedenartigkeit und die Besonderheit des „anderen“ können manchmal als eine Last oder gar als eine Bedrohung empfunden werden. Verstärkt durch historisch bedingte Haßgefühle und durch Manipulationen skrupelloser Personen verschärft, kann die Angst vor der „Verschiedenheit“ sogar dazu führen, daß dem „anderen“ sein Menschsein abgesprochen wird – und das Ergebnis ist, daß die Menschen in eine Spirale der Gewalt geraten, von der niemand verschont bleibt – nicht einmal die Kinder. Situationen dieser Art sind uns heute gut bekannt, und mein Herz und meine Gebete wenden sich in diesem Augenblick besonders den Leiden der gequälten Völker von Bosnien-Herzegowina zu.

Aus älterer Erfahrung wissen wir also, daß die Angst vor der „Verschiedenheit“ – besonders wenn sie sich durch einen engen und ausschließenden, dem „anderen“ jedes Recht verweigernden Nationalismus ausdrückt – so weit führen kann, daß sie zu einer wahren Schreckensgestalt der Gewalt und des Terrors wird. Und doch, wenn wir uns bemühen, die Dinge objektiv zu werten, können wir sehen, daß es jenseits

aller Verschiedenheiten, die die einzelnen Menschen und die Völker unterscheiden, eine grundlegende Gemeinsamkeit gibt, weil ja die verschiedenen Kulturen in Wirklichkeit nichts anderes als verschiedene Weisen sind, an die Frage über den Sinn des persönlichen Daseins heranzugehen. Und gerade hier können wir eine der Quellen feststellen, aus denen die Achtung entspringt, die jeder Kultur und jeder Nation gebührt: Jede Kultur ist ein Bemühen, über das Geheimnis der Welt und vor allem des Menschen nachzudenken; sie ist eine Weise, der transzendenten Dimension des menschlichen Lebens Ausdruck zu geben. Das Herz jeder Kultur ist ihr Streben, dem größten aller Geheimnisse näherzukommen, dem Geheimnis Gottes.

10. Darum hat unsere Achtung vor der Kultur der anderen ihre Wurzel in unserer Achtung vor dem Versuch, den jede Gemeinschaft macht, um Antwort auf das Problem des menschlichen Lebens zu geben. In diesem Zusammenhang ist es uns möglich festzustellen, wie wichtig es ist, das fundamentale Recht auf Religionsfreiheit und Gewissensfreiheit als wesentliche Säulen in der Struktur der Menschenrechte und Fundament jeder wirklich freien Gesellschaft zu erhalten. Niemandem ist es erlaubt, diese Rechte zu unterdrücken und durch Zwang eine Antwort auf das Geheimnis des Menschen aufzuerlegen.

Sich der Realität der Verschiedenheit zu entfremden – oder, was schlimmer ist, zu versuchen, diese Verschiedenheit auszulöschen – bedeutet, sich die Möglichkeit zu verschließen, das Geheimnis des Menschenlebens in seiner Tiefe zu ergründen. Die Wahrheit über den Menschen ist das unabänderliche Kriterium, nach dem alle Kulturen beurteilt werden; jede Kultur aber hat etwas über die eine oder andere Dimension dieser komplexen Wirklichkeit zu lehren. Daher kann die von manchen so bedrohlich empfundene „Verschiedenheit“ mit Hilfe eines achtungsvollen Dialogs zur Quelle werden, das Geheimnis des menschlichen Daseins tiefer zu verstehen.

11. In diesem Zusammenhang ist es nötig, den wesentlichen Unterschied zu klären zwischen einer ungesunden Form des Nationalismus, der die Geringschätzung der anderen, Nationen oder Kulturen lehrt, und einem Patriotismus, der hingegen in der rechten Liebe zum eigenen Heimatland besteht. Echter Patriotismus sucht nie das Wohl der eigenen Nation auf Kosten anderer voranzubringen. Das würde in Wirklichkeit damit enden, daß auch der eigenen Nation Schaden zugefügt und verderbliche Folgen sowohl für den Angreifer wie auch für das Opfer hervorgerufen würden. Daher steht der Nationalismus, besonders in seinen radikalsten Ausdrucksformen, im Gegensatz zum echten Patriotismus, und heute müssen wir alles daransetzen, daß der extreme Nationalismus nicht zu neuen Formen der Verirrungen des Totalitarismus hinführt. Es ist eine Verpflichtung, die natürlich auch gilt, wenn man sogar das religiöse Prinzip als Grundlage für den Nationalismus übernehme, wie es leider bei gewissen Entscheidungen des sogenannten „Fundamentalismus“ vorkommt.

12. Meine Damen und Herren! Die Freiheit ist das Maß der Würde und der Größe des Menschen. Die Freiheit leben, die die einzelnen Menschen und die Völker suchen, das ist eine große Herausforderung für das geistige Wachstum des Menschen und für die moralische Lebenskraft der Nationen. Die Grundfrage, mit der wir alle uns heute befassen müssen, ist die des verantwortungsbewußten Gebrauchs der Freiheit sowohl in der persönlichen wie in der sozialen Dimension. Es ist also notwendig, daß unsere Überlegung sich der Frage der sittlichen Struktur der Freiheit zuwendet, die die innere Architektur der Kultur der Freiheit bildet. Die Freiheit ist nicht einfach eine Abwesenheit von Tyrannei oder Unterdrückung noch auch die Erlaubnis, alles zu tun, was man will. Die Freiheit besitzt eine innere „Logik“, die sie kennzeichnet und veredelt: Sie ist auf die Wahrheit hingeordnet und verwirklicht sich im Suchen und im Tun der Wahrheit: Losgelöst von der Wahrheit der menschlichen Person, verfällt sie im Leben des einzelnen in Zügellosigkeit und im politischen Leben in Willkür der Stärkeren und Vermessenheit der Machthaber. Darum ist, weit entfernt davon, eine Einschränkung oder eine Bedrohung der Freiheit zu sein, die Beziehung zur Wahrheit über den Menschen – eine Wahrheit, die allgemein erkennbar ist durch das Sittengesetz, das jedem ins Herz geschrieben ist – in Wirklichkeit die Garantie für die Zukunft der Freiheit.

13. In diesem Licht begreift man, wie der Utilitarismus – eine Lehre, die die Sittlichkeit nicht aufgrund dessen definiert, was gut ist, sondern aufgrund dessen, was Vorteil bringt – eine Bedrohung für die Freiheit der einzelnen und der Nationen ist und den Aufbau einer wahren Kultur der Freiheit verhindert. Er hat oft verheerende politische Konsequenzen, denn er weckt einen aggressiven Nationalismus aufgrund dessen zum Beispiel eine kleinere oder schwächere Nation unterdrückt und das als gute Sache bezeichnet wird, weil es den eigenen nationalen Interessen entspricht. Nicht weniger schwerwiegend sind die Resultate des wirtschaftlichen Utilitarismus, der die stärkeren Länder anleitet, die schwächeren abhängig zu machen und auszubeuten.

Oft verbinden sich diese beiden Formen des Utilitarismus und das ist eine Erscheinung, die weithin die Beziehungen zwischen dem „Norden“ und dem „Süden“ der Welt gekennzeichnet hat. Für die Entwicklungsländer war das Erreichen der politischen Unabhängigkeit allzuoft von einer tatsächlichen Situation der wirtschaftlichen Abhängigkeit von anderen Ländern begleitet. Man muß betonen, daß in manchen Fällen die Entwicklungsgebiete geradezu einen Rückschritt erlitten haben, so daß einige Staaten nicht die Mittel haben, um die wesentlichen Bedürfnisse ihrer Völker zu bestreiten. Solche Situationen verstoßen gegen das Gewissen der Menschheit und bilden eine gewaltige Herausforderung für die Menschheitsfamilie. Das Aufgreifen dieser Herausforderung erfordert offensichtlich Änderungen sowohl in den Entwicklungsnationen als auch in den wirtschaftlich fortgeschritteneren Ländern. Wenn die ersteren sichere Garantien für den richtigen Gebrauch der Ressourcen und der Hilfs-

mittel zu bieten wissen und ebenso für die Respektierung der Menschenrechte, indem sie wo notwendig, ungerechte, korrupte und autoritäre Regierungsformen durch andere von mitbestimmendem und demokratischem Typ ersetzen – setzen sie dann nicht wirklich die besten zivilen und wirtschaftlichen Energien des eigenen Volkes frei? Und müssen nicht die schon entwickelten Länder ihrerseits zu Haltungen heranreifen, die von rein utilitaristischer Logik Abstand nehmen und von mehr Gerechtigkeit und Solidarität geprägt sind?

Ja, meine Damen und Herren, auf der internationalen wirtschaftlichen Bühne muß sich eine Ethik der Solidarität durchsetzen, wenn man will, daß die Teilhabe, das wirtschaftliche Wachstum und eine gerechte Güterverteilung die Zukunft der Menschheit kennzeichnen sollen. Die internationale Zusammenarbeit, auf die die *Charta der Vereinten Nationen* sich beruft, „um internationale Probleme wirtschaftlicher, sozialer, kultureller und humanitärer Art zu lösen“ (Art. 1,3), darf nicht ausschließlich im Rahmen von Hilfe und Beistand gedacht werden oder gar auf Vorteile abzielend, die für die zur Verfügung gestellten Ressourcen zurückfließen. Wenn Millionen Menschen Armut leiden – und das bedeutet Hunger, Unterernährung, Krankheit, Analphabetentum und Entwürdigung –, müssen wir uns nicht nur daran erinnern, daß niemand das Recht hat, den anderen zum eigenen Nutzen auszubeuten, sondern auch und vor allem unseren Einsatz für jene Solidarität verstärken, die es anderen erlaubt, in den konkreten wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen jene Kreativität zu leben, die ein bezeichnendes Charakteristikum der menschlichen Person ist und die den Reichtum der Nationen ermöglicht.

Die Vereinten Nationen und die Zukunft der Freiheit

14. Wie sollte man angesichts dieser enormen Herausforderungen nicht die Rolle anerkennen, die der Organisation der Vereinten Nationen zukommt? Fünfzig Jahre nach ihrer Gründung sieht man noch mehr ihre Notwendigkeit, aber man sieht auch aufgrund der gemachten Erfahrung besser, daß die Wirkungsmöglichkeit dieses größten Instrumentes für Synthese und Koordinierung internationalen Lebens von der Kultur und der internationalen Ethik abhängt, die es unterstützt und ausdrückt. Es ist notwendig, daß die Organisation der Vereinten Nationen sich immer mehr aus dem kalten Stadium einer Institution administrativer Art zu dem eines geistigen Zentrums erhebt, in dem sich alle Nationen der Welt zu Hause fühlen und ihr gemeinsames Bewußtsein entfalten, sozusagen eine „Familie der Nationen“ zu sein. Der Begriff „Familie“ läßt sogleich an etwas denken, was über die bloß funktionellen Beziehungen hinausgeht. Die Familie ist ihrer Natur nach eine auf gegenseitigem Vertrauen, gegenseitiger Unterstützung und gegenseitiger Achtung begründete Gemeinschaft. In einer wirklichen Familie gibt es nicht die Vorherrschaft der Starken; im Gegenteil, die

schwächeren Glieder werden – gerade wegen ihrer Schwäche – mit doppeltem Wohlwollen umgeben und bedient.

Diese auf die Ebene der „Familie der Nationen“ übertragenen Gefühle müssen noch vor dem bloßen Recht in die Beziehungen zwischen den Völkern verwoben sein. Die UNO hat die historische, vielleicht epochale Aufgabe, diesen Qualitätssprung des internationalen Lebens zu fördern: nicht nur dadurch, daß sie als Zentrum wirksamer Vermittlung zur Lösung von Konflikten tätig ist, sondern auch dadurch, daß sie jene Werte, jene Haltungen und jene konkreten Initiativen der Solidarität voranbringt, die sich fähig zeigen, die Beziehungen zwischen den Nationen von der „organisierten“ auf die sozusagen „organische“ Ebene emporzuheben, vom bloßen „Dasein mit“ zum „Dasein für“ die anderen in einem fruchtbaren Gabenaustausch, der vor allem für die schwächeren Nationen vorteilhaft, letztlich aber Vorbote des Wohlstands für alle ist.

15. Nur unter dieser Bedingung wird es eine Überwindung nicht nur der „gekämpften Kriege“, sondern auch der „kalten Kriege“ geben; nicht nur die Gleichberechtigung unter allen Völkern, sondern auch ihre aktive Teilnahme am Aufbau einer besseren Zukunft, nicht nur die Achtung vor den einzelnen kulturellen Gruppen, sondern ihre volle Wertschätzung als gemeinsamer Reichtum des Kulturerbes der Völker. Weist nicht die *Charta der Vereinten Nationen* auf dieses Ideal hin, wenn sie als Grundsatz der Organisation „den Grundsatz der souveränen Gleichheit aller ihrer Mitglieder“ (Art. 2,1) bezeichnet oder wenn sie der Organisation das Ziel setzt, „freundschaftliche, auf der Achtung vor dem Grundsatz der Gleichberechtigung und Selbstbestimmung der Völker beruhende Beziehungen zwischen den Nationen zu entwickeln (Art. 1,2)? Das ist die Hauptstraße, die bis zu Ende gegangen werden muß, wenn auch gelegentlich mit notwendigen Abänderungen vom Arbeitsmodell der Vereinten Nationen mit Rücksicht auf das, was in diesem halben Jahrhundert geschehen ist, in dem so viele neue Völker zur Erfahrung der Freiheit gelangt sind in dem legitimen Verlangen, mehr zu „sein“ und mehr zu „zählen“.

All das darf nicht als nicht realisierbare Utopie erscheinen. Dies ist die Stunde einer neuen Hoffnung, die uns auffordert, die lähmende Hypothek des Zynismus von der Zukunft der Politik und des Lebens der Menschen zu entfernen. Dazu fordert uns gerade der Jahrestag auf, den wir jetzt feiern, indem er uns die Idee der „vereinten Nationen“ wieder zu Bewußtsein bringt, eine Idee, die beredt von gegenseitigem Vertrauen, von Sicherheit und von Solidarität spricht. Sollten wir, angeleitet vom Beispiel derer, die das Risiko der Freiheit auf sich genommen haben, nicht auch das Risiko der Solidarität und daher das Risiko des Friedens auf uns nehmen?

16. Eine der großen Paradoxien unserer Zeit ist, daß der Mensch, der die Epoche, die wir „Moderne“ nennen, mit einer zuversichtlichen Behauptung seiner „Reife“ und „Autonomie“ begonnen hat, dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts mit Angst vor sich selbst, erschreckt vor dem, was er

selbst zu tun imstande ist, mit Angst vor der Zukunft entgegengeht. Tatsächlich hat die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts das nie gekannte Phänomen einer – angesichts der Bedrohung durch einen nuklearen Krieg – sogar hinsichtlich der Möglichkeit einer Zukunft ungewissen Menschheit erlebt. Diese Gefahr scheint, Gott sei Dank, in die Ferne gerückt; und man muß auf internationaler Ebene entschlossen alles beseitigen, was sie wieder näherbringen, wenn nicht gar akut werden lassen kann. Dennoch aber bleibt die Angst für die Zukunft und vor der Zukunft. Damit das nunmehr vor der Tür stehende Jahrtausend Zeuge einer neuen, von einer wahren Kultur der Freiheit geförderten Blüte des menschlichen Geistes sein kann, muß die Menschheit lernen, die Angst zu überwinden. Wir müssen lernen, keine Angst zu haben, und zu einem Geist der Hoffnung und Zuversicht zurückzufinden. Hoffnung ist kein oberflächlicher Optimismus, diktiert von der neuen Zuversichtlichkeit, daß die Zukunft notwendigerweise besser sei als die Vergangenheit. Hoffnung und Zuversicht sind die Voraussetzung einer verantwortlichen Arbeitsamkeit und finden Nahrung im innersten Heiligtum des Gewissens, wo der Mensch „allein ist mit Gott“ (*Gaudium et spes*, 16) und von daher ahnt, daß er nicht alleingelassen ist mit den Rätseln des Daseins, weil die Liebe des Schöpfers ihn begleitet.

Hoffnung und Zuversicht könnten Themen scheinen, die über die Zielsetzungen der Vereinten Nationen hinausgehen. In Wirklichkeit ist es jedoch nicht so, denn die politischen Tätigkeiten der Nationen, Hauptgegenstand der Sorge Ihrer Organisation, rufen immer auch die transzendente und geistig-geistliche Dimension der menschlichen Erfahrung auf den Plan und könnten nicht daran vorbeisehen, ohne der Sache des Menschen und der Freiheit des Menschen Schaden zuzufügen. Alles, was den Menschen mindert, setzt der Sache der Freiheit Schaden zu. Um am Ende dieses Jahrhunderts der Leiden unsere Hoffnung und unserer Zuversicht wiederzugewinnen, müssen wir neu den Blick für jenen transzendenten Horizont der Möglichkeiten gewinnen, dem der menschliche Geist zustrebt.

17. Als Christ kann ich sodann nicht umhin zu bezeugen, daß meine Hoffnung und meine Zuversicht sich auf Jesus Christus gründen, dessen Zweitausendjahresfeier der Geburt am Anbruch des neuen Jahrtausends begangen wird. Wir Christen glauben, daß in seinem Tod und seiner Auferstehung die Liebe Gottes und seine Sorge für die ganze Schöpfung vollends offenbar geworden sind. Jesus Christus ist für uns Gott, der Mensch wurde, der in die Geschichte des Menschen eingetreten ist. Gerade deshalb erstreckt sich die christliche Hoffnung für die Welt und ihre Zukunft auf jeden Menschen: Es gibt nichts wirklich Menschliches, das im Herzen der Christen nicht Widerhall fände. Der Glaube an Christus treibt uns nicht zur Intoleranz. Im Gegenteil, er verpflichtet uns, mit den anderen Menschen einen respektvollen Dialog zu unterhalten. Die Liebe zu Christus hält uns nicht vom Interesse für die anderen ab, sondern gebietet uns vielmehr, uns um sie zu kümmern, ohne irgend jemanden

auszuschließen, und unsere Vorliebe hingegen den Schwächsten und Leidenden zuzuwenden. Während wir uns der Zweitausendjahrfeier der Geburt Christi nähern, verlangt die Kirche daher nichts anderes, als diese Heilsbotschaft respektvoll vorlegen und in einem Geist der Liebe und des Dienstes die Solidarität der gesamten Menschheitsfamilie fördern zu können.

Meine Damen und Herren! Ich stehe vor Ihnen wie vor genau dreißig Jahren mein Vorgänger Papst Paul VI.: nicht als einer, der weltliche Macht hat – das sind seine Worte –, noch als religiöser Führer, der um besondere Privilegien für seine Gemeinschaft bittet. Ich stehe hier vor Ihnen als ein Zeuge: ein Zeuge für die Würde des Menschen, ein Zeuge für die Hoffnung, ein Zeuge für den Glauben, daß das Geschick jeder Nation in der Hand einer barmherzigen Vorsehung liegt.

18. Wir müssen unsere Angst vor der Zukunft überwinden. Wir können sie jedoch nur miteinander ganz überwinden. Die „Antwort“ auf diese Angst ist weder Zwang noch Unterdrückung oder Auferlegung eines einzigen Gesellschafts-„Modells“ für die ganze Welt. Die Antwort auf die

Angst, die die menschliche Existenz am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts verdunkelt, ist die gemeinsame Anstrengung, um die Zivilisation der Liebe aufzubauen, die auf den universalen Werten des Friedens, der Solidarität, der Gerechtigkeit und der Freiheit gründet. Und die „Seele“ der Zivilisation der Liebe ist die Kultur der Freiheit: Freiheit der Individuen und der Nationen, gelebt in freigiebiger Solidarität und Verantwortlichkeit.

Wir dürfen keine Angst vor der Zukunft haben. Wir dürfen keine Angst vor dem Menschen haben. Es ist kein Zufall, daß wir uns hier befinden. Jeder einzelne Mensch ist nach dem „Bild und Gleichnis“ dessen geschaffen, der der Ursprung all dessen ist, was existiert. Wir haben in uns die Fähigkeit zur Weisheit und zur Tugend. Mit diesen Gaben und mit der Hilfe der Gnade Gottes können wir im kommenden Jahrhundert und für das nächste Jahrtausend eine der Menschenperson würdige Zivilisation, eine wahre Kultur der Freiheit errichten. Wir können und müssen es! Und indem wir es tun, werden wir uns bewußt werden können, daß die Tränen dieses Jahrhunderts den Boden für einen neuen Frühling des menschlichen Geistes bereitet haben.

Minderheit mit Aufwind

Die katholische Kirche in Rußland

Etwa 170 katholische Gemeinden sind derzeit in Rußland offiziell registriert. Die Reorganisation des kirchlichen Lebens nach Jahrzehnten der Unterdrückung macht Fortschritte; der Katholizismus zieht nicht zuletzt jüngere Menschen an. Im Verhältnis zur orthodoxen Kirche gibt es nach wie vor Probleme, aber auch ermutigende Signale. Der Autor des folgenden Beitrags, François Euvé SJ, war in den letzten Jahren für seinen Orden in Moskau tätig.

Über die Lage der Katholiken in Rußland weiß man im allgemeinen nur wenig. Kirchliche Presseorgane haben über einige Ereignisse von symbolischer Bedeutung wie die erste Bischofsweihe in Moskau oder die feierliche Weihe von Kirchen an der Wolga oder in Sibirien berichtet, ohne dabei einen Gesamteindruck zu vermitteln. Natürlich lebten in der Zeit des Sowjetregimes die meisten russischen Katholiken im Verborgenen, so daß man kaum erahnen konnte, wie viele Gemeinden die Verfolgungen überlebt hatten. Die politische Liberalisierung ermöglichte es ihnen, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen; so wurde man Zeuge des Aufblühens von Pfarreien in Gegenden, die man für gänzlich glaubenslos gehalten hatte.

Die mit der „Perestroika“ unter Michail Gorbatschow verbundenen Reformen führten zur offiziellen Anerkennung der Gewissensfreiheit; sie erfolgte in einem Gesetz vom Oktober 1991. Alle Hindernisse für die freie Entfaltung der Religionsgemeinschaften wurden aufgehoben. Priester, Or-

densfrauen und Ordensmänner aus dem Untergrund konnten sich in aller Öffentlichkeit zeigen. So konnten sich auch dort katholische Gemeinden bilden und die offizielle Anerkennung durch die staatlichen Stellen erhalten, wo bis dahin nur Undergroundgemeinden bestanden hatten.

Die offizielle Liberalisierung ging Hand in Hand mit einem Wiedererstarken des Interesses für religiöse Fragen in der Breite der russischen Bevölkerung. Belege für diese Strömung, die im Jahr 1992 ihren Höhepunkt erreichte, waren der Verkauf von Bibeln und religiöser Literatur sowie religiöse Sendungen in den elektronischen Medien. Vor allem viele junge Menschen, in einem rigorosen Atheismus aufgewachsen und dadurch von den geistlichen Traditionen ihrer orthodoxen, katholischen, altgläubigen oder anderswie religiös orientierten Vorfahren abgeschnitten, begaben sich auf die Suche nach einer Antwort auf ihre spirituellen Fragen und Bedürfnisse. Sie wandten sich dabei gleichermaßen an die traditionellen Kirchen wie an die